



Empathie und Phänomenologie

Martin Gessmann

Auszug aus dem Jahresbericht
„Marsilius-Kolleg 2008/2009“

Eine philosophische Grundlegung für eine Biologie des Mitgefühls

Ein englischer Dichter und Regisseur, Peter Brook, sagte in einem Interview, die „Neurowissenschaften hätten mit der Entdeckung der *Spiegelneurone* zu verstehen begonnen, was das Theater seit jeher gewusst habe“. Die „Mühe des Schauspielers wäre umsonst, verstünde er nicht, über alle sprachlichen oder kulturellen Schranken hinweg die Laute und Bewegungen seines eigenen Körpers den Zuschauern mitzuteilen und diese auch zu Mitwirkenden eines Ereignisses zu machen, zu dessen Entstehung sie beitragen müssen. Auf dieser unmittelbaren Teilhabe beruhe die Realität und Rechtfertigung des Theaters, und für sie lieferten die Spiegelneurone mit ihrer Fähigkeit, sich zu aktivieren, wenn man eine Aktion ausführt oder andere sie ausführen sieht, die biologische Basis“.¹ Diesen Auszug aus einem Interview stellen Giacomo Rizzolatti und Corrado Sinigaglia ihren neuesten Ausführungen zur neurobiologischen Basis des Mitgefühls voran, und nicht nur die Dichter, Schauspieler und Regisseure haben gleich verstanden, welches Potenzial in der neuen Herangehensweise an Einfühlung und Mitgefühl steckt. Vor allem der Wissenschaftsjournalismus hat die populären Aspekte der neurologischen Entdeckung schnell erkannt, Susan Blakeslee von der *New York Times*, macht die Spiegelneurone beispielsweise zu „Zellen, die Gedanken lesen können“, mit deren Hilfe wir vieles neu verstehen, z.B. „wie Kinder lernen, warum Menschen auf bestimmte Typen von Sport, Tanz, Musik und Kunst ansprechen, warum Gewalt in den Medien schädlich ist und warum viele Männer Pornographie mögen“.² Es sind dabei besonders die möglichen Anwendungsbezüge, die in die Breite der öffentlichen Aufmerksamkeit wirken und über die Fachgrenzen hinaus aufhorchen lassen. Neben der populären Darstellung neurologischer Befunde wird so nicht zuletzt die pädagogische Ratgeberliteratur gefördert.³

*Empathie und
Phänomenologie.*

Martin Gessmann

I. Kulturtheorie und Neurowissenschaften

Wissenschaftlich gesehen scheinen vor allem die Kulturwissenschaften die großen Profiteure der neuen Entwicklung in der Neurobiologie zu sein. Bestärkt

sich doch immer mehr die Aussicht, dass sich mit den Forschungen der italienischen Neurologen ein ganzer, in den Kulturwissenschaften versunken geglaubter Kontinent an Wissenskultur wieder aus der Vergessenheit hebt. Angefangen bei der Psychologie selbst, die mit Hilfe der Spiegelneurone erneut einen neuen Zugang zum verborgenen Innenleben der menschlichen Seele findet und sich damit wieder in die Sinnhaftigkeit unbewusster Gemütszustände hineindenken kann, und zwar auf wissenschaftliche Weise, womit ein neuer Anschluss an die Hauptlinie seit Freud möglich wird. Weiter profitieren die Literaturwissenschaft und die Kunstgeschichte, insofern sie den romantischen Glauben an die Macht der Gefühle nie vollkommen verloren hatten und seit Lessing, Schleiermacher und Lipps immer an die Möglichkeit von ästhetischer ‚Einfühlung‘ glauben wollten, und ebenso können die Forschungen der Anthropologen um das menschliche Ausdrucksverstehen in Gestik, Mimik und im Anblick des Anderen wieder in einem neuen, wissenschaftlichen Licht erscheinen. Wie groß die Erwartungen und der Enthusiasmus der Kulturtheorie im Ganzen bereits sind, machen nicht zuletzt die Autoren des Herbstheftes 2008 der *Deutschen Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* deutlich. In der Einleitung ist von nichts weniger als einem Paradigmenwechsel in der Kulturwissenschaft die Rede. Jede der vergangenen drei Jahrhundertwenden hätte eine eigene „Leitvorstellung“ hervorgebracht, und nachdem um 1800 die Hermeneutik und das Verstehen geboren worden sei, um 1900 die Hermeneutik der Beherrschung, sei mit dem Jahr 2000 das Zeitalter der Empathie angebrochen: „Die Entdeckung der Spiegel-Neurone durch Rizzolatti und seine Kollegen wie Vittorio Gallese zeigt, dass Menschen und bestimmte Tiere präreflexiv auf die Bewegungen und starken Emotionen ihrer Artgenossen durch sympathische Gehirnreaktionen reagieren“. Nun komme es darauf an, die Geschichte der Empathie neu zu erzählen, d.h. die kulturtheoretische Vorgeschichte in ihrer ganzen Breite und Tiefe, die es schon sehr lange vor den „expliziten Kognitionswissenschaften“⁴ gab. In dieser Handlungsanleitung schwingt auch ein gewisser Stolz der Geisteswissenschaften mit, wieder gebraucht zu werden, und auch ein Stück verletzter Stolz, weil man doch schon lange mit jenen Phänomenen Umgang hatte, auf die jetzt erst wieder die Neurologen stoßen, so als machten sie eine ganz neue Entdeckung. Der Schauspieler, wie es im Eingangszitat hieß, wäre mit seiner Kunst immer schon am Ende gewesen, gäbe es nicht die Ebene der Empathie als eines unmittelbaren Einverständnisses, das sich ausgehend vom Bühnengeschehen ohne weiteres Nachdenken beim

Zuschauer herstellt. Die Kulturwissenschaften, die an die Kulturpraxis von Schauspiel, Literatur und Film anknüpfen, fühlen sich deshalb berufen, erst einmal die in der Neurobiologie offengebliebenen Wissenslücken zu füllen.

Die Aussicht auf einen Paradigmenwechsel in den Kulturwissenschaften braucht allerdings neben dem nötigen Wissensrücktransfer auch eine prinzipielle Dimension, in der das hermeneutische Schema von Empathie und Intuition als eine neue Form des Verstehens verhandelt wird. Was die Autoren der Vierteljahrschrift ein wenig pathetisch mit dem Paradigma einer „Beherrschung“ beschreiben, die mit „Gewalt“ als dem „Medium der Gemeinschaft“ operiert, hat in der Rücksicht auf das 20. Jahrhundert viel mit der Tendenz zu tun, das Verstehen von Mitmenschen generell zu technisieren und der menschlichen Kommunikation damit – wenn man es kritisch sehen will – eben Zwang anzutun. Grob vereinfacht kann man den Zwang durch Technik an zwei Punkten unserer Kommunikation lokalisieren. Geht man von einem Übermittlungsschema aus, das nach Sender, Medium und Empfänger unterscheidet, dann wird der Zwang zum einen durch die besondere Form der Übertragungskanäle ausgeübt, wenn nämlich jede Form von Übermittlung eine ganz bestimmte Kodierung annehmen muss, um überhaupt vom Sender ausgehend einen Empfänger zu erreichen. Nur was den Filter einer besonderen Zurichtung passiert, kann als Botschaft ausgesandt und als solche verstanden werden. Die Kulturkritik hat mit Marshall McLuhan diesen Umstand seit den 1960er Jahren auf die Formel gebracht „the medium is the message“. Die Faustformel ist dann: umso technischer und logisch gefiltert die mediale Zurichtung unserer Kommunikation und Vernetzung, desto unmenschlicher erscheinen wir uns gegenseitig. Noch weiter geht die hermeneutische Form der „Beherrschung“ allerdings, wenn nicht nur das Medium technisch vorkodiert erscheint, und deshalb nur logisch analysierbare Botschaften passieren lässt, sondern darüber hinaus auch Sender und Empfänger selbst nach dem Vorbild Daten verarbeitender Maschinen verstanden werden. Dann ist schon am Ausgangspunkt der Botschaften kein Platz mehr für alles, was nicht bereits das Ergebnis einer vollkommen ernüchterten, weil symbolverarbeitenden Rechenleistung ist. Menschen selbst sind dann wie Apparate zu verstehen, neurologisch gedacht sind unsere Gehirne nichts anderes als feuchte Computer. In der Psychologie des 20. Jahrhunderts sind beide Formen der Technisierung einer Kommunikation von einer Psyche zur anderen nachvollziehbar, indem schon der Behaviorismus zu Anfang des Jahrhunderts darauf bestand, nur noch diejenigen

Seelenregungen verstehen zu wollen, die sich aus einem äußerlich beobachtbaren, d.h. rein körperlichen Verhalten erschließen lassen, eben weil nur sie einer regelgeleiteten Analyse zugänglich sind und somit als geeignete Kanäle der Kommunikation wissenschaftlich zugelassen werden (I.P. Pawlow, B.F. Skinner, B. Watson und natürlich viele andere mehr); und weiter mit der Kognitionspsychologie der vergangenen 40 Jahre schließlich das Computermodell für die menschliche Psyche vorherrschend wurde und damit die Senderpsyche wie die Empfängerpsyche selbst nur noch in digitalisierten Modi auftreten konnten. Die Verluste, die sich aus dem Computermodell der Psyche ergeben, werden heute beziffert in dem allgemeinen Versagen der Psychologie, Gefühle und Emotionen einerseits, Absichten und tiefere Überzeugungen andererseits ernst zu nehmen und als integrale Bestandteile psychischen Lebens verständlich zu machen. „The trouble with artificial intelligence is that computers don't give a damn“,⁵ resigniert ein Vertreter der Theory of Mind, denn Apparaten geht es um nichts in dem, was sie tun, und sie fühlen nichts bei dem, was sie tun. Wie groß deshalb die Befreiung erscheint, mit Hilfe eines neuen Empathieverständnisses erneut einen wissenschaftlichen Zugang zum Reichtum psychischen Innenlebens zu finden, kann man an der Reaktion Vilayanur Ramachandrans ablesen, der der Entdeckung der Spiegelneurone in der Psychologie eine vergleichbare Rolle zuschreibt wie der Erforschung der DNA in der Biologie. Die Spiegelneurone „werden eine Reihe bislang geheimnisumwobener mentaler Fähigkeiten erklären helfen, die sich bisher dem experimentellen Zugriff entzogen“,⁶ nämlich all jene mentale Fähigkeiten, die nur deshalb „geheimnisumwoben“ erscheinen mussten, weil sie nicht ‚computational‘ sind und sich also nicht durch Computerprogramme und ihr prozedurales Vorgehen erfolgreich simulieren lassen.

II. Philosophie und Neurowissenschaften

Mit Blick auf die Philosophie stellt sich die Lage in gewissem Sinne vergleichbar dar. Mit dem Siegeszug der Kybernetik in den 60er Jahren geht von den sich selbst regulierenden Regelkreisläufen eine Faszination aus, die eine Aussicht auf restlose Durchcodierung aller unserer Lebensbereiche (damals noch) wünschenswert erscheinen lässt. Daran schließen seit den 1970er Jahren große Teile der analytischen Philosophie mit ihrem Versuch, unser Ausdrucksverhalten zu naturalisieren, in zweierlei Hinsicht an: einmal, insofern es dem

Prozedere der Computerdatenverarbeitung nachgebildet ist (Funktionalismus), das andere Mal, insofern das Denken naturalisiert erscheint und grundsätzlich keine Eigengesetzlichkeit für sich beanspruchen darf, sondern, wie die mechanischen und elektronischen Apparate auch, den Kausalgesetzen der Physik folgen muss (Physikalismus). Beide Tendenzen führen in den 80er Jahren zur Gründung der Neurophilosophie durch die Churchlands, mit der die Fortschritte in der Hirnforschung analytisch begleitet werden sollen. Mit der Entdeckung der Spiegelneurone Mitte der 90er Jahre kommt allerdings ein Konzept auf, das die Vorherrschaft des Funktionalismus und des Physikalismus mit Rücksicht auf das Computermodell des menschlichen Gehirns ein Stück weit zumindest fraglich erscheinen lässt. Denn nun gibt es eine biologische Basis dafür, dass wir die mentalen Zustände anderer nicht mehr durch ein nüchternes Schlussverfahren wie bei einer Datenverarbeitung prozedural, d.h. immer schrittweise, erschließen müssen, sondern vielmehr mit dem Konzept der Empathie einen unmittelbaren und zugleich teilnahmsvollen Einblick in die mentalen Zustände unseres menschlichen Gegenübers haben können. Besonders scheint dadurch das bisherige Design einer Theory of Mind in Frage gestellt. Theory of Mind (TOM) ist der Name für die Position, dass wir grundsätzlich eine Theorie über die mentalen Zustände anderer haben müssen, um sie zu verstehen, und jene Theorie besteht aus einem regelgeleiteten Schlussverfahren, gepaart mit einem bestimmten Input an sensorischen Daten. Die TOM sieht dafür zurzeit im wesentlichen zwei Möglichkeiten vor: die erste, aus dem Behaviorismus stammend, nimmt an, der Input der Theorie stammt aus der Beobachtung des äußeren Verhaltens unseres Gegenübers, dessen Handlungen, Mimik und Gestik wie auch sein generelles Ausdrucksverhalten wir verfolgen und daraus nach den Regeln der ‚folk psychology‘ schließen, wie es der andere mit uns und der Welt meint. ‚Folk psychology‘ ist dabei eine Art ‚Volkspsychologie‘, verstanden als das Wissen, das wir uns im Alltag im deutenden Umgang mit anderen erwerben, um in den meisten Fällen problemlos durchzukommen und, gestützt auf den gesunden Menschenverstand, annehmen dürfen, dass wir damit auch richtig liegen. Wer in unseren Breiten sozialisiert ist, darf beispielsweise annehmen, dass vor der Brust verschränkte Arme und ein hochgetragenes Kinn auf Stolz oder Ablehnung deuten, hochgezogene Augenbrauen auf Skepsis, eine in Falten gelegte Stirn auf Besorgnis usw. Die zweite Möglichkeit der TOM besteht darin, den äußerlich beobachtbaren Input durch die Annahme einer innerlich zu vollziehenden Simulation zu ersetzen, so dass ich mir vorstelle, wie ich mich in

der Haut des anderen fühlen würde, um dann aus dieser Simulation auf das weitere Verhalten meines Gegenübers zu schließen. Ich muss mich demnach bewusst in mein Gegenüber hineinversetzen, um daraus das Datenmaterial zu gewinnen, das mich in die Lage zu weiteren Schlussfolgerungen versetzt. Ihre Inspiration hat die Simulationstheorie der TOM offensichtlich aus den Simulationsverfahren eines digitalen Verstehens, das wie beim Schachcomputer eine Vielzahl von Szenarien entwirft, die der Gegner möglicherweise verfolgen könnte, und diese dann an seiner statt durchrechnet, um daraus die bestmögliche Handlungsalternative zu gewinnen. Inwiefern mit der Entdeckung der Spiegelneurone und dem daraus abgeleiteten Empathiekonzept die theoretischen Grundannahmen der TOM unvereinbar sind, kann grundsätzlich leicht eingesehen werden. Denn wenn wir durch den bloßen Anblick unseres Gegenübers noch vor aller weiteren Reflexion in die Lage versetzt werden, uns ein unmittelbares Bild von seinen Absichten und seiner emotionalen Gemütslage zu machen, dann kann es nicht stimmen, dass wir erst noch eine regelgeleitete Theorie und ein schrittweises Schließen auf uns verborgene Absichten und Gefühle brauchen; und ebenso wenig ist es notwendig, dass wir eine eigene Prozedur des Simulierens fremder Vorstellungen nötig haben, wo die Einspiegelung in das Absichts- und Emotionsgefüge unseres Gegenübers automatisch, d.h. weitgehend unbewusst und unwillkürlich abläuft.⁷ Wir müssen nicht erst simulieren und so tun, ‚als ob‘ wir in der Haut des Anderen steckten, wo wir unmittelbar schon einsehen und mitfühlen, worum es dem Anderen geht, weil wir eben spiegelneural vermittelt uns schon so fühlen wie der Andere, also uns schon im Anderen selbst fühlen, ohne von uns und unserer Person zuvor Abstand künstlich und bewusst nehmen zu müssen. Im Fazit erscheint mit der Erforschung der Resonanzsysteme im menschlichen Gehirn überhaupt ein Argument gegen die Grundannahme der analytischen Theory of Mind im Spiel, dass wir von einer grundlegenden Trennung von Körper und Geist in der bisherigen Radikalität ausgehen sollen, einer Trennung, die sich zuletzt auch aus der Parallele zum Unterschied zwischen Software und Hardware gespeist hat. Mit der Erforschung der Spiegelneurone scheinen vielmehr gute Gründe in Reichweite für die entgegengesetzte Annahme, dass unsere geistigen Funktionen nicht unabhängig von ihrer Einbettung in körperliche Zusammenhänge sinnvoll gedacht werden können und unser menschliches Verstehen anders als das anonyme Prozessieren von Rechenmaschinen nicht ohne konkrete Raum-, Zeit und Handlungsbezüge auskommt.

III. Phänomenologie und Neurowissenschaften

Von dem Versagen der analytischen Philosophie oder zumindest von den Umständlichkeiten, die sie bei der Analyse der Empathie hat, profitiert eine andere Richtung, die eine traditionellere Linie verfolgt, gegenüber dem analytischen Umgang mit den Neurowissenschaften – rein quantitativ zumindest – aber noch vollkommen im Hintertreffen ist: die Phänomenologie. Der Grundgedanke, der auch schon im Methodennamen enthalten ist, geht auf die Einsicht zurück, dass wir in Wahrheit nicht als körperlose Subjekte den körperhaften Objekten (oder anderen körperlosen Subjekten) fremdartig und beziehungslos gegenüberstehen, sondern umgekehrt: immer schon mit der Umwelt und den Menschen um uns in einer verständnisvollen und zugleich einvernehmlichen Beziehung stehen, jedenfalls lange schon, bevor wir beginnen, uns in ein distanziert analytisches und rein physikalistisches Kausalverhältnis mit ihnen zu setzen. Phänomenologie heißt wörtlich, das Wesen der Dinge aus der Art und Weise abzuleiten, wie sie uns erscheinen, d.h. aus dem Beziehungsgeflecht, in dem wir ihnen alltäglich begegnen und aus dem heraus wir sie immer schon verstehen. Bei einem Phänomen wie der Empathie versteht es sich von selbst, dass ein solcher Ansatz zu seiner Erklärung prädestiniert erscheint, ist der Grundgedanke der Empathie doch gerade darin zu sehen, dass sie nicht mehr von einer kommunikativen Kluft zwischen verschiedenen Subjekten ausgeht, sondern vielmehr diese aufzuheben in der Lage ist, indem jemand sich in sein Gegenüber einfühlt und sich mit ihm unmittelbar eins fühlen kann, wie Max Scheler sagt, und man in demselben Zusammenhang ebenso von einer besonderen Beziehung zu den Objekten ausgehen darf, indem diese uns nicht als wesensfremd erscheinen, sondern uns vielmehr in ihrer Anmutung bereits als ansprechend entgegenkommen.

Aber auch innerhalb der Phänomenologie kann man noch einmal einen wesentlichen Unterschied ausmachen, wobei vorauszuschicken ist, dass bislang überhaupt nur einer der beiden möglichen Ansätze für die Betrachtung und die Bewertung der neurologischen Empathieforschung in Anschlag gebracht wurde, im Folgenden also gleich die Forderung nach einer Erweiterung laut werden wird. Wenn es das Grundanliegen der Phänomenologie ist, unser Subjekt-Objekt-Verhältnis wie auch unser Subjekt-Subjekt-Verhältnis nicht von den Polen dieser Beziehungen, sondern aus ihrer gedanklich-medialen Mitte heraus zu betrachten, kann man noch einmal weiter fragen, woher das von der

Phänomenologie vorausgesetzte, immer schon bestehende Beziehungsgeflecht von Dingen und Menschen, selbst seine sinnvolle Ordnung bekommt. Der eine Ansatz besteht in der Annahme, die vorauszusetzende Ordnung stamme zuletzt aus dem Subjekt, das in der Welt aktiv wird und mit seinen verstandesmäßigen Verstehensleistungen erst die Strukturen schafft, in denen es sich zusammen mit anderen dann erfolgreich orientiert. Hier spielt theoriegeschichtlich vor allem das Erbe der Transzendentalphilosophie seit Kant mit seinem Ansatz beim Bewusstsein eine Rolle. Der andere Ansatz geht dagegen davon aus, dass es nicht mehr die Verstandessubjekte sind, die durch ihre apriorische Erkenntnisausstattung eine Ordnung in die Welt tragen, die an sich dort gar nicht existiert, sondern umgekehrt die nachvollziehbare Ordnung aus der Welt selbst stammt und von dort ausgehend erst abgeleitet werden muss. Dies ist der Zweig der Phänomenologie, der sich auf die Grundformel einer uns gemeinsamen „Lebenswelt“ geeinigt hat, die als der Quell aller subjektiven Orientierungsleistungen gilt und in verschiedener Weise von der Philosophie ausgelegt werden kann. Grundlegend für die Sinnstrukturen der Lebenswelt ist dabei der Praxisbezug des Menschen, durch den sich der Sinn von Handlungen nicht mehr alleine auf Subjekte und ihre individuellen Absichten rückführen lässt, vielmehr in dem voraussetzenden Praxisbezug unsere Handlungen untereinander auf selbständige Weise aufeinander bezogen sind und sich von sich aus demnach alleine vernetzen und organisieren, und zwar so, dass zuletzt ihre interne Logik und Verweisungsstrukturen als primär erscheinen, unser besonderes Wollen und Wünschen dagegen als sekundär. Unsere Verstehensleistung ist dann vor allem dadurch motiviert, dass wir zuerst das Beziehungsgeflecht menschlicher Praxis im Austausch mit der Umwelt und anderen verstehen und als Voraussetzung unserer Orientierung annehmen müssen, bevor wir subjektiv motiviert in die Welt eingreifen und sie mit einem besonderen wissenschaftlichen Anliegen überdenken wollen. Wer den Wurzeln der Vorstellung von einer uns gemeinsamen Lebenswelt nachgeht, in die wir als Handelnde und Verstehende eingebettet sind, wird weit in die Antike zurückgehen können und vor allem bei Aristoteles die handlungslogischen Grundlagen finden, für die Phänomenologie des 20. Jahrhunderts. gilt der frühe Heidegger von *Sein und Zeit* als die Gründungsfigur (wenn er auch nicht die Formel von der Lebenswelt geprägt hat, die von Husserl stammt).

A. Der transzendentalphilosophische Ansatz der Phänomenologie im Spiegel der Neurowissenschaften

Einen transzendentalphilosophischen Ansatz verfolgen zurzeit vor allem Jean-Luc Petit, Shaun Gallagher, Dan Zahavi, Evan Thompson, bis zu seinem Tod auch Francisco Varela. So verschieden die jeweiligen Theoriehintergründe bei den genannten Autoren auch sind (bei Petit ist es der Anschluss an die Leibphänomenologie Merleau-Pontys und Husserls, bei Gallagher, Zahavi und Thompson der angelsächsische Pragmatismus, bei Varela die Theorie autopoietischer Systeme), einig sind sie sich doch in ihrem Anliegen einer ‚Naturalisierung der Phänomenologie‘, die sie als ein notwendiges Unternehmen im Anschluss an die neuere Neurologie betrachten. Das Programm sieht vor, die von Husserl ausgehende transzendente Begründung unseres Weltverständnisses nicht mehr als eine Leistung des körperlosen Bewusstseins des Subjekts, sondern als eine Leistung des leibhaftigen, d.h. physiologisch in den relevanten Hirnarealen lokalisierten Bewusstseins des Subjekts zu begreifen. Auf die grundlegenden Schwierigkeiten einer solchen Naturalisierung der Phänomenologie kann hier aus Übersichtsgründen nicht eingegangen werden (hat doch Husserl die Phänomenologie ausdrücklich als ein anti-psychologisches Begründungsprogramm konzipiert, das die Geltungssphäre scharf von der Physiologie unserer Welterkenntnis absetzt), wichtig ist aber die strategische Grundanlage dieser transzendentaltheoretischen Umwertung. Es wird nämlich der Ausgang aller Sinnggebung in der Welt immer noch beim Subjekt gesucht, wobei das Subjekt über das Bewusstsein hinaus bis in die besonderen menschlichen Körperanlagen reicht, die jetzt allerdings (das ist der Haupt-Unterschied zur bisherigen Leibphänomenologie im Gefolge Merleau-Pontys) wiederum zurück in die für die Sensomotorik zuständigen Hirnregionen verfolgt wird. Die Phänomenologie als eine Lehre von den transzendentalen Geltungsgründen unserer Erkenntnis erstreckt sich damit auf das besondere Wahrnehmungs- und Weltumgangsschema, das sich durch unsere physiologische Zugangs- und Zugriffsweise auf die Welt erschließt und als Erkenntnisleistung im menschlichen Gehirn koordiniert wird. Petit erklärt entsprechend die von Husserl bereits thematisierten Kinästhesen, d.h. die für Anschauung und Körpermotorik zuständigen Leib- und Hirnzustände, zur sinngebenden Schnittstelle zwischen Mensch und Umwelt.⁸ Die neurologisch interpretierten Kinästhesen sind demnach das naturalisierte Apriori unserer Welterkenntnis. Auch die von Gallagher

und Zahavi unterstützte Pragmatik kann mit einer solchen auf den kinästhetischen Handlungsaspekt zielenden Ausrichtung gut leben, und der aus der Biologie herkommende Varela macht eine sensomotorische Naturalisierung eines Bewusstseins-System-Aprioris erst recht und mühelos mit.

B. Der lebensweltliche Ansatz der Phänomenologie im Spiegel der Neurowissenschaften

Ein lebensweltlicher Ansatz der Phänomenologie legt sich dagegen mit der Entdeckung weitreichender Resonanzsysteme im menschlichen Hirn, von denen die Spiegelneurone offenbar nur spektakulärster Teil sind, von ganz alleine nahe, und hierfür soll im folgenden Hauptteil in einer Interpretation der neuesten Veröffentlichung von Rizzolatti und Sinigaglia geworben werden. Vorausgeschickt sei auch hier die Grundtendenz, die den lebensweltlichen Zugang vom transzendentalphilosophischen in der Phänomenologie – schon im Hinblick auf die Neurologie – unterscheidet. Während der transzendentaltheoretische Ansatz immer noch nach dem subjektiven Beitrag zur Sinngebung der Kinästhesen fragt, also grundsätzlich davon ausgeht, was jedes einzelne Subjekt im Ausgang seiner Sinneserfahrung und mit Vorgriff auf ein mögliches Eingreifen in die Welt für sich erkennt und beabsichtigt, sieht die lebensweltliche Analyse der menschlichen Kinästhesen an ihrem Ende keine subjektive Motivation mehr vor, sondern eine in der Sache der Dinge selbst liegende. Die ‚Sache selbst‘, wie es in phänomenologischer Reinschrift heißen muss, besteht dann in der Selbstorganisation der individuellen Handlungsvollzüge zu einem sinnvollen Gesamtvollzug, sowohl was die Beziehung der Mensch-Umwelt-Beziehung wie auch der Mensch-Gemeinschafts-Beziehung betrifft. Im Falle der Wirkung der Spiegelneurone legt diese Annahme nahe, dass noch vor der Wahl einer individuellen Zugriffsweise auf Dinge, bedingt durch den individuellen Zuschnitt unserer menschlichen Zugriffsmöglichkeiten (im Kontrast bspw. zu technisch erweiterten Zugriffsmöglichkeiten oder den Optionen anderer tierischer Spezies), die generellen Zugriffsmöglichkeiten auf einen Gegenstand als vorausgesetzt betrachtet werden müssen, wie sie zuletzt durch die generelle Anmutung der Dinge vorgegeben sind; und im Falle der Empathie als einer Einfühlung in Gemütszustände Anderer erscheint wiederum nicht die individuelle Übereinstimmung mit einem anderen individuellen mentalen Zustand als bemerkenswert, sondern die davon ausgehende Gemeinschaftsstimmung, aus der heraus

sich erst die individuellen Zustände als solche erfüllen und bewerten lassen. In einer Einfühlung ist demnach schon vorausgesetzt, dass man als Gemeinschaft in einer ganz bestimmten Weise gestimmt ist, die einem jeden die Welt in einem bestimmten emotional getönten Licht erscheinen lässt und damit handlungstheoretisch gesprochen bereits einen allgemeinen Horizont ausmisst, aus dem heraus wir als einzelne unsere besonderen Motivationen ableiten und koordinieren können. Eine ansteckende Stimmung von Furcht und Freude z.B. ist dann nicht mehr als eine eineindeutige Übertragung einer Gemütshaltung von A nach B zu verstehen, sondern vielmehr der Einsicht geschuldet, dass sich A und B plötzlich gemeinsam in einer bestimmten, gemeinsam eingenommenen Haltung zur Welt befinden, in der sich eine der Freude gemäße Öffnung gegenüber bestimmten Handlungsmöglichkeiten oder eine der Angst geschuldete Flucht vor ihnen nahelegt. In der Mensch-Umwelt-Beziehung wie auch in der Mensch-Mitmenschen-Relation ist demnach bereits eine Abstimmung der individuellen Ziele und Stile im Umgang mit Objekten oder Menschen vorausgesetzt, und die neurologische Erregbarkeit unserer Gehirne, wie sie sich in dem Feuern der Spiegelneurone offenbart, gibt dann ein Zeugnis für eine neurobiologisch offenbar gewollte, das heißt physiologisch nachweisbare Vorgängigkeit einer solchen, individuelle Handlungsziele noch übergreifend zu denkenden Abstimmungsleistung.

Noch ein ideengeschichtliches Wort muss vorangestellt werden, um zuletzt die Relevanz einer lebensweltlichen Perspektive für die Kommentierung der neurologischen Befunde deutlich zu machen, denn um eine rein akademische Auseinandersetzung handelt es sich bei der neu zu bildenden Konkurrenz zu dem transzendentalphilosophischen Ansatz in keiner Weise. Man muss dazu auf die Motivation zurückblicken, die in den 1920er Jahren Heidegger und die ihm Folgenden bewog, die Phänomenologie auf eine neue, lebensnähere Basis zu stellen. Ausgangspunkt war die Kulturkritik des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die in der modernen Wissenschaft und der Technik, wie sie für die Gründerzeit als die Ikone menschlichen Schaffensgeistes galten, nichts mehr als eine Form menschlicher Hybris sehen wollte. Das dahinterstehende Motiv war der Vorwurf der Selbstüberschätzung, insofern der Anspruch bestand, eine bessere Welt durch den konsequentesten Einsatz rationaler Gestaltungsmittel hervorzubringen, zur Not auch gegen alle Widerstände von Traditionen und anscheinend gesundem Menschenverstand. Als das kulturkritische Siegel auf die Verirrung der Moderne erscheint der 1. Weltkrieg, in dem sich der Anspruch

auf eine zwangsweise Durchsetzung einer besseren Weltordnung offenbar nicht nur blamierte, sondern pervertierte. Der Einsatz von Wissenschaft und Technik in den Materialschlachten des 1. Weltkrieges war nicht mehr als erlaubtes Mittel zum humanen Zweck zu retten, das inhumane Mittel sagte vielmehr etwas über die eigentliche Wahrheit des Zweckes des ganzen vermeintlichen Fortschrittsunternehmens aus. Anstatt einen Ausweg zu einer entfesselten Subjektivität in Zeiten der Dekadenz zu weisen, hatte sich damit die wissenschaftliche Betrachtungsweise nur als deren sublimste Gestalt erwiesen. Methodisch wirkte sich dieser Aspektwechsel innerhalb der Phänomenologie in der Skepsis aus, die Phänomenologie habe in den reinen Bewusstseinsleistungen des Erkenntnissubjekts keinen sicheren Anker mehr, insofern auch diese eben nicht Objektivität und echten Weltkontakt, sondern im Gegenteil eine Form von Selbstüberschätzung und zuletzt einen vollkommenen Wirklichkeitsverlust mit sich brächten. Im Hintergrund des methodischen Zweifels steht dann zuletzt der Grundverdacht, der seit Kant gegenüber der Transzendentalphilosophie immer im Spiel ist, dass mit dem reflexiven Rückgang der Philosophie auf den spezifisch menschlichen Beitrag zum Weltbegreifen immer auch ein Konstruktivismus verbunden ist, der zu Beliebigkeit führt, weil der Konstruktivismus die Wahrheit immer relativ und gemacht erscheinen lässt, und, was für die Existenzialisten besonders offensichtlich schien, schließlich dazu führt, dass Wahrheit auch manipulierbar und für vollkommen subjektive Zwecke offen erscheint. Der Verdacht der Manipulierbarkeit von wissenschaftlicher Wahrheit geht bei Heidegger schließlich so weit, dass er überhaupt die ganze Wissenschaft mit Technik identifiziert, da beide sich aus der freien Projektion eines „Weltbildes“⁹ ergäben, das an sich dann keinerlei tiefere Bedeutung mehr aufweise und nur noch als eine bloße Setzung aus der Autorität eines fragwürdigen Wissenschaftsglaubens der Neuzeit heraus Geltung besitzt.

Wenn jetzt die lebensweltliche Perspektive gegenüber dem transzendentalphilosophischen Ansatz erneut ins Spiel kommt, auf der Ebene der Neurophilosophie, spiegelt sich darin womöglich auch der Wunsch nach einer Abkehr von der Vorstellung einer Beliebigkeit und zuletzt grenzenlosen Manipulierbarkeit unseres Verstehens, wie es in manchen Spielarten der Postmoderne propagiert und kultiviert wurde. Jedenfalls verstärkt eine solche Perspektive Tendenzen, die sich in den vergangenen 15–20 Jahren bereits an der Peripherie der Verstehenslehren abgezeichnet haben und nun mit der Verbindung von Phänome-

nologie und Neurowissenschaften ein neues Zentrum erhalten könnten. Zwei wesentliche Tendenzen seien wenigstens stichwortartig erwähnt:

1. Ist gemeint eine konzeptionelle Abkehr von dem intellektuellen Konzept der Dezentrierung und die Wiederkehr einer phänomenalen Rezentrierung unseres Weltverstehens. Während die postmoderne Hermeneutik auf die Virtualität des Verstehens in einer Sphäre der Simulation abhebt, die weder auf Raum noch Zeit Rücksicht nehmen muss, steht mit der Wiederkehr der Konzepte von Intuition und Empathie die Rückbettung allen Verstehens in die Wirklichkeit einer raum- und zeitgebundenen Lebenswelt bevor.
2. Verbunden damit ist ein Wechsel der Aufmerksamkeit bezüglich des Leitmediums der Hermeneutik. War dies in den vergangenen 50 Jahren unbestritten die Sprache und ihre Ordnungsleistungen, so wird jetzt das Bildmedium in neuer Weise prominent. Damit ist nicht nur dem ‚iconic turn‘ Rechnung getragen, wie er sich akademisch seit ca. 2 Jahrzehnten gegen die bisherige Sprachzentrierung behauptet; es ist auch nicht nur der technischen Entwicklung Rechnung getragen, die das Bildmedium in allen Lebensbereichen vorrangig macht, die sich durch ‚windows‘ öffnen lassen; es ist darüber hinaus die Suche der Hermeneutik nach einer Quelle gesteigerter Evidenz vollzogen, die über die Fiktionalität unseres Umgangs innerhalb von Symbolsystemen hinaus die Aussicht auf eine sich eindrücklich behauptende Weltsicherheit bietet.

Einen Schritt in die Richtung einer solchen Neufundierung der Hermeneutik soll im Folgenden gegangen werden, indem gezeigt werden soll, wie zwanglos sich die neurologische Erforschung der Empathie anschließend an die Methoden einer lebensweltlich ausgerichteten Phänomenologie deuten lassen. Eine phänomenologische Theorie, die in besonderem Maße die oben genannten methodischen Forderungen integriert, findet sich dabei, wie bereits angedeutet, im Rückgang auf die Phänomenologie des frühen Heidegger, also einer Phänomenologie, wie sie hauptsächlich in *Sein und Zeit* entwickelt wird. Es soll zuerst geprüft werden, wie weit bereits die Übereinstimmung einer phänomenologischen und einer neurobiologischen Analyse der Lebenswelt reicht, anschließend wird deutlich werden, welche philosophisch besonderen, weil existenziellen Stimmungen von der Biologie noch nicht berücksichtigt wurden, und zum

Schluss folgt ein Ausblick, wie es methodisch im Anschluss an die phänomenologisch aktualisierten Theorien der Bildwissenschaften, vor allem an die Filmtheorie, möglich sein wird, solche Stimmungen im Zusammenhang mit den Neurowissenschaften neu und dabei auch besser zu verstehen.

IV. Phänomenologie und Spiegelneurone

Die These einer Konvergenz von Neurowissenschaften und Phänomenologie wird im folgenden an der Theorie der Spiegelneurone überprüft, wie sie Rizzolatti und Sinigaglia in ihrem Buch über *Empathie und Spiegelneurone* gerade eben erst als die biologische Grundlage für die menschliche Empathie herausgestellt haben. Ich gehe in drei Abschnitten vor und folge der Funktionsdarstellung der verschiedenen Typen von empathie-relevanten Neuronen. Dabei versuche ich kurz zu skizzieren, an welchen Teil der Phänomenologie die jeweilige Neuronenanalyse leicht Anschluss findet. Mit Blick auf den begrenzten Raum der Darstellung können die Felder, die von der Phänomenologie bereits behandelt werden, nur kurz angegangen werden, damit am Ende noch Platz bleibt für den Ausblick auf Optionen eines weitergehenden phänomenologischen Forschungsprogramms.

Rizzolatti und seine Mitarbeiter unterscheiden drei Formen von Neuronen, die auf vollkommen neue Weise unser phänomenologisches Weltverhalten fundieren und strukturieren:

1. die „kanonischen Neurone (canonical neurons)“
2. die „Spiegel-Neurone (mirror-neurons)“
3. die „Spiegel-Neurone der ‚Insel‘ (Insula-neurons)“

Gemeinsam ist allen drei Arten von Neuronen, dass sie komplexe Steuerungsfunktionen übernehmen im Zusammenhang von Perzeption und Handlungsmotorik, sowie bei den mit ihnen verbundenen Kognitionen, Volitionen und Emotionen; sie sind demnach bei der Sichtung eines Gegenstandes oder Ereignisses, deren Bewertung und der anschließenden Planung oder Exekution von Handlungen an zentraler Stelle beteiligt. Die drei Sorten von Neuronen unterscheiden sich dagegen durch ihren jeweiligen Objektbezug. Wäh-

rend die kanonischen Neurone als Objekte nur Gegenstände haben, beziehen sich die Spiegel-Neurone auf Handlungen sowie die ihnen zugrundeliegenden Motive. Die Spiegelneurone der Insula haben schließlich als Objekt weder nur Gegenstände noch Handlungen, sondern Emotionen, die für Rizzolatti als eine eigene Gegenstands- oder Handlungsvollzugsform gelten, die ich aber die phänomenologische Pointe vorwegnehmend eher als ein Phänomen der Selbstbezugnahme ansehen will, also als eine emotive Reflexion auf die besondere Art und Weise, wie Dinge und Handlungen betrachtet und behandelt werden und wie solche emotiven Stellungnahmen zur Welt beim Anderen zum Ausdruck kommen.

A. Kanonische Neurone und die Zuhandenheit der Dinge

Die Unter-Überschrift deutet bereits an, dass ich die Funktion der kanonischen Neurone hier vor allem in einen Zusammenhang mit Heideggers Seins-Analyse der Dinge in die Reichweite unserer unmittelbaren Lebenswelt bringen will.

Bei kanonischen Neuronen handelt es sich nach Rizzolatti et alii um einen Kernbereich der parieto-frontalen Schaltungen, die sich im Affenhirn¹⁰ in dem sogenannten Areal F5 befinden, beim Menschen offenbar weiter verzweigt sind und besonders im Sektor 40 des Parietallappens und dem Sektor 44a des Frontallappens zu lokalisieren sind, „einige Autoren beziehen auch das dorsale Areal 6 in das Spiegelsystem ein“.¹¹

„Das Verhalten dieser Neurone ist wohl nur zu begreifen, wenn wir den visuellen wie den motorischen Neuronen dieselbe funktionelle Bedeutung zuerkennen“.¹² Sie werden nämlich nicht einseitig aktiv, wenn entweder eine Perzeption, also die Wahrnehmung eines Gegenstandes vorliegt, oder die motorische Vorausplanung eines Aktes bezüglich eines zuvor wahrgenommenen Gegenstandes. Vielmehr feuern kanonische Neurone zugleich bei der Wahrnehmung und bei der vorausplanenden Steuerung einer auf die Wahrnehmung folgenden körperlichen Reaktion. Sie arbeiten simultan mit dem, was nach den üblichen Verarbeitungsmustern der Informationstechnik und -steuerung seriell, also nacheinander erfolgen muss und damit konzeptionell auf getrennten Wegen. Das ist bei den kanonischen Neuronen nicht der Fall: einen Gegenstand sehen heißt bei ihnen, auf ihn schon virtuell zuzugreifen, und der Zugriff auf denselben

Gegenstand ist umgekehrt mit denselben Aktivierungsmustern verbunden wie die bloße Anschauung des Gegenstandes. Unterschieden wird zwischen funktionell ausdifferenzierten kanonischen Neuronen, es kann sich dabei um visuomotorische Kombinationen handeln, die, wie gerade angesprochen, Anblick und Handsteuerung betreffen, ebenso sind aber auch Anblick-Mund-Bewegungen fest kodiert, auch Anblick-Körper-Koordinationen im Ganzen sind gefunden worden (die „somatosensorisch“ arbeitenden Neurone).

Um aktiv zu werden, brauchen die kanonischen Neurone noch zwei weitere Parameter: der erste ist die Anmutung oder die „affordance“ des Gegenstandes, der zweite ist ein konkretes Ziel, in dessen Verfolgung der Gegenstand als Bestandteil einer möglichen Handlung eingebettet ist. Die „affordance“ ist das, was ein Gegenstand generell durch seine Form, Gestalt, und Schwere an Handhabungsaufwand seinem Nutzer zumutet. Mit der Vorentscheidung für eine konkrete Handhabung wird auch der Gegenstand als solcher in der Wahrnehmung erst als das bestimmt, als was er im wahrsten Sinne des Wortes dann genommen wird. Rizzolattis Beispiel ist das einer Kaffeetasse.¹³ Sie hat eine bestimmte Größe und eine bestimmte Schwere, sie hat eine eigentümliche Form, d.h. eine runde Öffnung oben und einen Henkel an der Seite. Wenn die Kaffeetasse als Kaffeetasse wahrgenommen wird in Sicht- und Reichweite des Wahrnehmenden, wird mit dem konkreten Anblick, unter der Voraussetzung, aus ihr tatsächlich Kaffee trinken zu wollen, zugleich bereits ein entsprechendes Handlungsprogramm aktiviert. Es sieht vor, den Arm in einer ganz bestimmten Richtung auszustrecken mit der Erwartung einer ganz bestimmten Schwere, die es gleich damit zu halten gibt; weiter bedeutet es, die Hand beim Ausstrecken bereits vorzuformen: so, dass sie keinen Kraftgriff, sondern einen motorischen Präzisionsgriff vollzieht (den Finger durch den Henkel führt); schließlich wird die Greif- und Schließbewegung der Hand mit der Vorwärtsbewegung des Armes in eine Abfolgebeziehung gebracht, was zugleich das letzte Element der kanonischen Neuronenbetrachtung ins Spiel bringt: den bestimmten „Stil“,¹⁴ mit dem der Zugriff erfolgt.

Die entscheidende Verbindung zur Phänomenologie, wie sie bei Heidegger in der „Daseins-Analyse“ als einer Praxis-Analyse der Lebenswelt vorführt, findet sich an dem Punkt, wenn Rizzolatti erkennt, dass der Gegenstand als „Pol“ eines „virtuellen Aktes“¹⁵ fungiert, und der Akteur, wenn man den Gedanken verlängert, nur der Gegenpol zum Objekt in dieser Beziehung ist. Das bedeutet, dass der Praxisbezug und konkret die Handhabung des Gegenstandes als die

grundlegende und sinnstiftende Beziehung verstanden wird, aus der heraus sich Wahrnehmung und Manipulation der Welt erst ergeben. Der Gegenstand ist als ein kanonisch-neural wahrgenommener nicht einfach ein physikalisch neutral zu bestimmendes Objekt, sondern bereits Teil einer vorausgehenden praktischen Weltauslegung, in der er als eine Kaffeetasse, oder als ein Wurfobjekt, oder als eine chinesische Rarität, wahrgenommen wird. Eine praktische Vorauslegung der Welt bestimmt jeden Gegenstand der Anschauung demnach, wie Heidegger in Sein und Zeit sagt, nicht als ein bloßes „Vorhandenes“, das uns gleichgültig gegenübersteht und Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung sein kann, sondern als ein „Zuhandenes“,¹⁶ das für uns sogleich eine Bedeutung hat eben durch die „affordance“ als das vom Gegenstand ausgehende Angebot seiner Handhabung zusammengenommen mit unseren möglichen Vorhaben des Umgangs mit dem Gegenstand.

Eine wesentliche Konsequenz der Kopplung visueller Rezeption mit motorischer Vorausschau auf neuraler Ebene ist dann auch, wie Rizzolatti und Co. gleich erkennen, die Veränderung unserer Weltwahrnehmung als einer Raumwahrnehmung. Für Heidegger galt die Pointe, dass sich das „Dasein“, das ist der Mensch in seiner spezifischen Lebenswelt, eben nicht in einem cartesianischen Raum der sich visuell in unendlich erstreckenden Koordinaten befindet, sondern zentriert ist auf die Erreichbarkeit und die Möglichkeiten der Handhabung seiner unmittelbaren Umwelt. Heidegger spricht von einem Horizont, der sich auftut, je nach der Erreichbarkeit und Griffbarkeit des Zuhandenen. Rizzolatti und Kollegen sprechen nach ausgefeilten Forschungen mit Primaten von den „Koordinaten des Körpers“, die durch die bimodalen Neurone den Raum auf den agierenden Körper hin zentrieren und eigenständig strukturieren. So wurde in den Versuchsreihen deutlich, dass die Raumwahrnehmung keinesfalls primär visuell erfolgt und unabhängig vom menschlichen Körper, oder besser gleich „Leib“, seinen Gliedmaßen und körperbedingten Eingriffsmöglichkeiten. Vielmehr zeigte sich der visuell ausgemessene Raum als abhängig von den bimodalen Neuronen, die bei der Haut und der Voraussicht eines Hautkontaktes beginnen, weiter die Mundpartie und die ihr entsprechende Reichweite des Beißenkönnens kodieren, ebenso von den bimodalen Neuronen, die den Umfang des visuellen Feldes an die Reichweite von Arm und Hand binden, weiter das somatosensorische Auszirkeln der Bewegungsräume des Körpers, abhängig von Sicht und Hindernissen und der Begehbarkeit des vorausliegenden Geländes. Schließlich ist dies alles wahrnehmungstechnisch noch gekoppelt nicht nur

mit der Position der fraglichen Gegenstände, sondern auch ihrer Bewegungsart und Bewegungsrichtung. Objekte, die sich auf den Betrachter schnell zu bewegen, ‚berühren‘ auch die naheliegenden neuronal ausgemessenen Felder der Handhabung, selbst wenn sie noch ein gutes Stück entfernt sind, was eine dynamische Konzeption des Raumes nach sich zieht – jedes Ballspiel wäre sonst unmöglich.¹⁷

B. Spiegelneurone und das Mitsein

Die inzwischen berühmt gewordenen Spiegelneurone tun im Grunde nichts anderes, als das Schema der praktischen Welterschließung vom Subjekt-Objekt-Bezug auf den Subjekt-Subjekt-Bezug, also die intersubjektive Sphäre, zu erweitern. Während die kanonischen Neurone sich entladen, wenn ein handhabbares Objekt wahrgenommen wird, feuern die Spiegelneurone, wenn eine nachvollziehbare Handlung eines anderen Lebewesens mitverfolgt wird – und zwar so, als wären wir selbst der Akteur und würden die Handlung am eigenen Leib erfahren oder ausführen. Nachvollziehbar bedeutet dann: es muss erstens einen echten Akteur geben, der dem Beobachter selbst ähnlich ist, beim Menschen kann es auch bloß die Simulation einer Handlung oder sogar ein simulierter Akteur sein (wie im Film). Zweitens braucht es eine Handlung, die sowohl einen konkreten Objektbezug aufweist als auch eine echte Absicht, die hinter der Handlung als Motiv steht. Wenn offensichtlich ist, dass ein Akteur nur nebenbei etwas bewirkt, beispielsweise indem er zufällig etwas umstößt oder eine Handlung nur vorgetäuscht ist, tut sich spiegelneuronal nichts.¹⁸ Für bestimmte Handlungen, die aus welchem evolutionären oder anderem Grund als grundsätzlich wichtig erscheinen, gibt es jeweils Klassen von Neuronen: z.B. bei Primaten die „Ergreifen-Spiegelneurone“, die „Halten-Spiegelneurone“, die „Manipulieren-Spiegelneurone“ oder die „Etwas-Hin-Legen-Spiegelneurone“ und die „Mit-der-Hand-Manipulieren-Spiegelneurone“.¹⁹ Interessanterweise werden Spiegelneurone bestimmter Handlungen nicht nur aktiviert, wenn eine einschlägige Handlung wahrgenommen wird, sondern auch bei solchen, die handlungslogisch mit ihnen zusammenhängen. „Ein Spiegelneuron dieses Typs feuert etwa bei der Beobachtung, dass der Experimentator Futter auf eine Platte legt, und aktiviert sich, wenn das Tier danach greift“.²⁰ Es zeichnet sich dabei eine „Ketten-Organisation“ der motorischen Akte ab.²¹

Während die kanonischen Neurone ein unmittelbares und ein „vielleicht ursprüngliches“²² Verstehen der Dinge in ihrem „Um-zu“ erschließen, wie Heidegger sagt, also in ihrer Bedeutung als „Zuhandenes“ und prinzipiell zu Gebrauchendes, erschließen die Spiegelneurone ein unmittelbares und vielleicht ursprüngliches Verständnis meines Gegenüber als einem, der da ist, um Dinge in ihrer Zuhandenheit zu nehmen, d.h. zu gebrauchen. Spiegelneurone dienen dem „Erkennen und Verstehen der Bedeutung der ‚motorischen Ereignisse‘, also der Akte der Anderen“.²³ Wenn wir jemandem zusehen, wie er einen Akt vollzieht, vollziehen wir via unserer Spiegelneurone nach, was da jemand tut, d.h. vollziehen nach, was er womit erreichen will, worauf er mit seiner Handlung hinaus will. Je besser wir dabei selbst trainiert sind, etwas zu tun, um so mehr erschließt sich uns unmittelbar, was da vorgeht. Versuche mit Tänzern haben offenbart, dass es den Profis im eigenen Lager mehr in den Füßen kribbelt beim Anblick ihrer Kollegen als den Spezialisten eines anderen Tanzvergnügens. Jeder kennt auch intuitiv solche Schwankungen in der Möglichkeit, bei etwas ‚mitzugehen‘, je nachdem, wie weit man selbst, *mit der Sache* motorisch vertraut ist. Und je mehr Erfahrung im Sinne der Lebenserfahrung wir haben, umso weiter erschließen sich uns auch unmittelbar ganze Handlungsstränge via der „Ketten-Organisation“ unserer Neurone. Gefuchste Spielbeobachter haben schon bei dem Ansatz eines Spielzuges dessen ganzen nachfolgenden Verlauf vor Augen, Spiegelneurone liefern sozusagen ein sofortiges „motorisches Grundwissen“,²⁴ das dann einen „Mechanismus“ der „Antizipation“ auslöst, der bis zum logischen Ende vorläuft und von dort aus rückwirkend die laufende „Durchführung“ kontrolliert und so mit dem projizierten Idealverlauf abgleicht. Die innere Kontrolle und die äußere Verkettung oder Vernetzung der Handlungsaussichten bei gegebenen Beginnen und Verläufen führt zuletzt zu dem, was Heidegger einst die „Bewandtnis“²⁵ genannt hat, die es mit jedem Gegenstand und seinem Gebrauch auf sich hat und der „Bewandtnisganzheit“, die durch die gegenseitige Bezugnahme, die logische Abfolge wie die teleologische Gesamtausrichtung entsteht. Die Spiegelneurone sind demnach das neurale Sensorium, von dem ausgehend so etwas wie ein Handlungsraum entsteht, der für sich je geschlossen ist, sich aber je nach Zentrum der praktischen Aufmerksamkeit sphärisch verschieden auszirkeln lässt. Kanonische Neurone und Spiegelneurone bewirken so das „In-der-Welt-Sein“²⁶ des Menschen, sie bestimmen das Dasein des Menschen in einem beweglichen, aber immer festgeknüpften Netz der einzelnen Vollzüge und ihrer

handlungslogischen Verweisungsstrukturen, oder wie Heidegger sagt, in ihrer „Sorgestruktur“.²⁷ Fazit: Heidegger nannte unser Dasein als das „In-der-Welt-Sein“ die Art und Weise, wie wir „zunächst und zumeist“ in der Welt agieren und uns darin relativ problemlos verstehen, mit der Forschung um die Spiegelneuronen hätte diese Vermutung auch eine biologische Basis bekommen.

C. Empathie, Insula und Angst

Schon die Unter-Überschrift macht deutlich, dass es auf der letzten Stufe der Funktionsbestimmung von Spiegelneuronen problematischer als zuvor wird, nicht, weil bei der Empathie gleich von Angst die Rede ist, sondern weil die Neurobiologie bisher nur den Ort der Spiegelneurone für die Einfühlung benennen kann, ihre spezifische Arbeit aber offenbar noch ein Stück weit im Dunkeln liegt und keinen eigenen Namen hat. Was machen die Spiegelneurone der „Insula“? Sie vermitteln nicht ein unmittelbares Verständnis der Bedeutung von Gegenständen oder Handlungen, sondern von Emotionen, genauer, sie erlauben ein unmittelbares Einfühlen in die Seelenzustände anderer und gegebenenfalls ein Mitfühlen mit ihrer Gemütslage. Aus phänomenologischer Sicht kann man gleich vorweg sagen, was an dieser neurologischen Annahme noch nicht stimmt. Zwar bietet sie einen Vorteil, insofern wir bei der Empathie nicht dem bisherigen, behavioristischen Modell folgen müssen und von äußeren Anzeichen wie Mimik und Gestik auf innere Zustände schließen müssen, also unser logisches Vermögen und eine gewisse Erfahrung bei der Zuordnung und Deutung von Emotionsausdrücken. Wir können sozusagen mit dem bloßen Anblick von Freud und Leid durch einen direkten Draht wissen, oder besser erfüllen, in welcher emotionalen Lage sich ein Gegenüber befindet. Ein Blick reicht, und wir sind sicher, hier leidet jemand oder ist ausgeglichener oder guter Stimmung. Bereits Neugeborene können so durch Mimik und Gestik kommunizieren, noch bevor sie irgendeine Form symbolgenerierter Sprache beherrschen (im Fachjargon ist von ‚neonate imitation‘ die Rede). Das Problem jedoch, aus phänomenologischer Sicht, besteht in der Nachbildung der neuronalen Empathie, verstanden als ein bloßer Objektbezug. Die Spiegelneurone in der Insula gehen im Grunde nicht anders vor als ihre kanonischen und spiegelmotorischen Zellennachbarn. Sie sind spezielle Neurone für spezielle Objekte, und so wie sich kanonische Neurone beim Anblick von Werkzeug und anderem Zuhandenem aktivieren, Spiegelneurone bei intentionalen Handlungen, so

die Spiegelneurone der Insula mit Verbindungen zur Amygdala beim Anblick von Emotionen.

Das Problem, um gleich zum Punkt zu kommen, mit den Emotionen ist aber, dass sie nur bedingt als Gegenstand oder Handlung angesehen werden können. Jeder wird sofort zugeben, dass Emotionen vielmehr mit der Bewertung einer Lage zu tun haben, und diese Bewertung eben selbst kein einfacher Gegenstand oder Handlungsvollzug ist, also Objekt-Eigenschaften hat. Die Beispiele, die Rizzolatti und Kollegen experimentell zu der Annahme der dritten Sorte von Neuronen geführt haben, scheinen die Schwierigkeit zu umgehen, da etwas eigentlich Unfassliches doch scheinbar leicht fassbar gemacht wird. Sie rekurren auf die bekannten Ansteckungsphänomene zum Beispiel beim Ausdruck von Ekel vor einem verdorbenen Lebensmittel. Wer zusieht, wie ein Anderer das Gesicht verzieht, ekelerfüllt, weil er gerade verschimmelte Früchte in den Mund genommen hat, der wird sogleich selbst apotropäische Gesten vollführen, also auch das Gesicht verziehen, sich sofort wegwenden, ausspucken, abwinken mit der Hand und eine entsprechende Äußerung hervorbringen. Allerdings handelt es sich bei solchen Spiegelreaktionen immer noch um solche, die angesichts eines bestimmten *Objektes* des Ekels und der Abscheu hervorgebracht werden, und es ist im Grunde immer noch unser projiziertes und mögliches Handeln bezüglich dieses oder eines vergleichbaren Gegenstandes, das im Ausdruck der Emotionen nur eine besondere Form der Abkürzung und der Zusammenfassung findet.²⁸

Schwieriger wird es dagegen, wenn auch noch dieser Objektbezug wegfällt und die Emotion dagegen von nichts Greifbarem mehr hervorgerufen wird. Mit seinem Gespür für ontologische Paradoxe hat Heidegger hier ein wenig pathetisch behauptet, jene Stimmung erreiche uns aus dem Nichts, sie würde von Nichts ausgelöst und auch nur ein Nichts sei in der Lage, sie wieder in sich zurückzunehmen. Bekannt ist die Unterscheidung terminologisch geworden durch den Unterschied von „Furcht“ und „Angst“.²⁹ Furcht braucht, nach Heidegger, immer ein bestimmtes Etwas, wovor ich mich fürchte, einen konkreten Gegenstand, von dem Gefahr ausgeht, ein einstürzendes Dach oder ein streunender Bär oder die Aussicht darauf, dass am Ende des Monats das Konto nicht mehr gedeckt ist. Angst dagegen, und hier kommt eine reiche Tradition protestantischer Introspektion mit zum Tragen – Kierkegaard hat das Phänomen im Angesicht eines unfassbar bleibenden, uns fremd gewordenen Gottes beschrieben – , Angst ist demgegenüber an nichts mehr festzumachen, was in der Welt

uns bedrängen oder bedrücken könnte – außer, und das ist schon die phänomenologische Pointe, unser Dasein selbst, oder der Umstand, dass wir in-der-Welt-sind. Die Analyse des Ekels auf spiegelneuraler Ebene scheint phänomenologisch gleich die Frage nach der anderen Art des Ekels nach sich zu ziehen, wie ihn beispielsweise Sartre in seinem gleichnamigen Roman (*La nausée*) beschrieben hat. Was hat es mit dem Ekel, der nicht Ekel vor etwas Bestimmtem, sondern – sozusagen ein Weltekel ist, phänomenologisch auf sich, und was macht es, dass wir uns davor mit Heidegger nicht fürchten, sondern ängstigen?

Es ist in der Terminologie der Phänomenologie gesprochen der Umstand, dass ich mich nicht mehr in der üblichen Weltauslegung und Weltsicherheit befinde, sondern aus welchem äußeren oder inneren Grunde auch immer in Distanz zu ihr, ohne etwas, was mich entscheidend in der Welt und ihren Werten und Annehmlichkeiten oder ihren Nöten und Widrigkeiten noch festhält. Es ist die Distanz zum Horizont aller Weltauslegung, der für mich normalerweise so selbstverständlich ist, dass ich auch nie nur in die Nähe der Ränder komme, die jede bestimmte Lebensform haben muss. Verschiedene Autoren haben solche Zustände der Angst und des Ekels verschieden gefasst. Karl Jaspers, im Ausgang seiner psychologischen Typologie, fasst sie als Grenzzustände, die einer „Grenzerfahrung“ zugehören³⁰ – hier spielen offenbar die Hintergründe des ersten Weltkriegs bei der Gestaltung des Konzepts mit, ebenso wie bei Heidegger, der von einem „Vorlaufen in den Tod“³¹ spricht, das ich in der Stimmung der Angst schon hinter mir habe. Max Scheler bestimmt das Herausfallen des Menschen gleich mit Blick auf die ganze Kosmologie des Tierlebens und spricht entsprechend von der „Exzentrizität“ des Menschen in seiner Stellung im Kosmos,³² Helmuth Plessner unterscheidet im selben Geiste die Stufen des Organischen und der Mensch.³³ Vor allem mit dem Heranzitieren der Anthropologen ist deutlich, dass der Unterschied zwischen Furcht und Ekel vor etwas Bestimmtem und dem grenzenlosem Weltekel und der Existenzangst am Ende auch etwas mit der Unterscheidung zwischen Mensch und Tier, wer es theologisch wünscht, natürlich auch zwischen Mensch und Gott zu tun hat, denn ein Gott im christlichen Sinne wird sich kaum ängstigen.

V. Aussichten

Was eine lebensweltlich orientierte Phänomenologie in Beziehung auf die neueste Neurobiologie leisten kann und noch leisten muss, wäre also das Folgende:

1 Eine Einbettung der bisher an Primaten und zum Teil auch an Menschen spiegelneural erforschten Verstehensleistungen in den breiteren Strom *einer Phänomenologie der Wahrnehmung* und *eine Phänomenologie des Ausdrucks*. Hier gibt es bereits Vorarbeiten, die mit einem Rückgriff auf die Leibphänomenologie vom späten Husserl bis Hermann Schmitz arbeiten.³⁴ Die Philosophie versteht sich dabei im Sinne einer methodischen Grundlegung, die zu Begründungen in der Lage ist und damit Geltungsansprüche formuliert über das bloße Vorliegen biologischer Mechanismen hinaus.

2 Eine Erweiterung der bisher auf die ‚tierischen‘ und zuletzt noch objektzentrierten Funktionen beschränkten Erforschung von Empathie auf spezifisch menschliche Formen des Mitgefühls, in denen es dem Menschen um den Menschen selbst geht. Das Geschäft der Phänomenologie ist hier nicht mehr kritisch im Sinne einer nachlaufenden Begründung für vorhandene Forschungen anzunehmen, sondern heuristisch, indem sie den Phänomentyp definiert, der konsequenterweise im Anschluss an die vorliegenden Ergebnisse untersucht werden sollte. Während die Spiegelneuronen-Analyse bisher nur das beobachtet, was auch Primaten einfühlernd empfinden können, wäre es entscheidend zu erfahren, wie es um die nur-menschlichen Mitgefühle steht, wo sie zu lokalisieren sind, ob es für sie eigene Neuronentypen gibt, wie sie mit anderen Verstehens-, Modulen‘ vernetzt sind und so weiter.

Mit Helmuth Plessner muss in solche Emotionen eine „eigentümlich reflexive Haltung“ mit eingehen, die jedoch eine unmittelbare körperliche Äußerung als noch vorsprachlicher Ausdruck zur Folge hat. Den Anfang muss die Analyse mit Phänomenen wie dem Lachen und dem Weinen machen, die Plessner nachvollziehbar als ein Festhalten des Menschen an seinem Personsein angesichts einer verstehensmäßigen Überforderung ansieht, d.h. wenn wir mit etwas konfrontiert werden, was unseren Verständnishorizont vollkommen übersteigt, positiv wie negativ. Beim „Lachen und Weinen verliert zwar die menschliche Person ihre Beherrschung, aber sie bleibt Person, indem ihr Körper gewissermaßen für sie die Antwort übernimmt“.³⁵ Weitergehend stehen dann Gefühle zur Erforschung an, bei denen die Überforderung des Menschen als einer Persönlichkeit so groß ist, dass die spezifischen, äußeren Ausdrucksmerkmale noch intensiver, zugleich aber auch diffuser werden: wie bei der existenziellen Angst und der Langeweile. Es kommt darauf an, diese Gefühle als Stimmungen, d.h. Einfärbungen der Wahrnehmung der Welt, als auf unmittelbare Weise nachvollziehbar zu verstehen.

3 Für ihre weiterführende Aufgabe, die Erforschung der Spiegelneurone zu einer Erforschung des spezifisch menschlichen Mitgefühls zu machen, kann sich die Phänomenologie einer ihrer Disziplinen bedienen, die es mit der Erzeugung und der Analyse der Wahrnehmung von menschlichen Stimmungen in ausgezeichneter Weise zu tun hat: der Filmtheorie. Anzuknüpfen ist dabei an Gilles Deleuzes Verständnis einer dritten Dimension der Wirklichkeitsbetrachtung, die eine gefühlsmäßige, reflexive Wende der Betrachtung von außen nach innen nahelegt und dazu das Stilmittel der Großaufnahme heranzieht.

„Ich glaube“, sagt Gilles Deleuze in einem Beitrag über das *Zeit-Bild*, „dass es ein besonders wichtiges Kriterium“ bei der Bewertung von Filmen gibt, „und das ist die Biologie des Gehirns, eine Mikrobiologie. Sie befindet sich gerade in einer Umwälzung und macht eine außergewöhnliche Entdeckung nach der anderen. Nicht die Psychoanalyse oder die Linguistik liefern Kriterien, sondern die Biologie des Gehirns, denn sie hat nicht den Nachteil der beiden anderen Disziplinen, dass fertige Begriffe angewendet werden. (...) Der Film als ganzer ist nur etwas wert durch die zerebralen Bahnungen, die er schafft, und zwar gerade weil das Bild sich in Bewegung befindet. Zerebral heißt nicht intellektuell. Es gibt ein emotionales, leidenschaftliches Gehirn (...) Das Gehirn ist die verborgene Seite aller Bahnungen, diese können die allerprimitivsten konditionierten Reflexe triumphieren lassen oder im Gegenteil Bahnungen, die schöpferischer, und Verbindungen, die weniger ‚wahrscheinlich‘ sind, eine Chance geben“.³⁶

4 Deleuze stützt sich seinerseits auf Bergson, Sartre und Merleau-Ponty, und sein Ansatz kann auf neue Weise produktiv gemacht werden, wenn es um die filmische Darstellung von Affekten geht: „Nehmen Sie jetzt einmal an, dass eine Person sich in einer – alltäglichen oder außergewöhnlichen – Situation befindet, die jede mögliche Aktion übersteigt oder auf die sie nicht mehr reagieren kann. Es ist zu stark oder zu schmerzhaft, zu schön. Der sensomotorische Zusammenhang zerreißt“.³⁷ In der cinematischen Bild-Logik bedeutet das für Deleuze, dass die übliche Darstellungsweise der Handlung aus der Perspektive einer Überblicks-Totalen (Theorie) oder einer Halbtotalen (Praxis), die dem Geschehen näher folgt, unterbrochen wird. Die Unterbrechung gelingt durch den Zwischenschnitt einer Nahaufnahme, einem Close-Up, das den Blick des Betrachters sozusagen von außen nach innen wendet, von der objektiven Bewegung auf die subjektiv erfahrene Zeit, die im Bild der Großaufnahmen fest- und angehalten wird. Die Nahaufnahme, vor allem wenn es um mimische

zusammen mit gestischen Details geht, erscheint für Deleuze als eine Art Stillleben der Seele, in dem wir einen Einblick, weg von den Handlungen, hin zu den Stimmungen bekommen. Wie dies im Einzelnen geschieht, kann ich hier in der gegebenen Kürze nicht mehr an Beispielen vorführen. Eine Tendenz, die sich im Anschluss an die Erforschung der Spiegelneurone nahelegt, über Deleuze hinaus, scheint mir die Rolle des „Blicks“ und des „Auges“ zu sein, die noch stärker reflektiert werden muss, vor allem dann, wenn es auch filmisch um ein gegenseitiges Sich-Ansehen geht. Das Menschliche am Blick könnte sich dann in der Besonderheit erschließen, dass wir nicht nur spiegelneural unmittelbar verstehen, was unser Gegenüber vorhat oder im Schilde führt, wenn wir ihn bei einer Handlung beobachten, deren Bewegungssinn wir kennen. Wir erfahren noch mehr, wenn wir nicht nur seinen Leib beobachten, sondern ihm/ihr in die Augen schauen, bei dem, was er/sie tut und vorhat, erst recht dann, wenn er/sie innehält. Im direkten Blick in die Augen, das wäre meine Arbeitshypothese, bekommen wir einen unmittelbaren Eindruck nicht nur von der besonderen Absicht dessen, was jetzt gleich folgt, oder auch ein wenig später folgt, sondern auch noch dessen, *wie* ein Vorhaben und eine Aktion grundsätzlich gemeint ist, in welchem viel größeren Rahmen eine Strategie erscheint und was zuletzt unser Gegenüber eigentlich will, mit dem, was er oder sie tut. Der Augen-Blick macht es möglich, in *einer* Intuition, und zwar mit sehr hohem Evidenzgrad, auf ein Mal die ganzen Verweisungsketten der Handlungsorganisation bis zu ihrem letzten Ende – d.h. letztlich gemeinten Ende – vorzulaufen und damit ganze Handlungshorizonte auszumessen. Im Augen-Blick wird momentan durchgespielt, was an Gemeinsamkeiten alles möglich ist oder was unmöglich ist, welche Aussichten überhaupt bestehen, gemeinsam Dinge in der Welt zu verfolgen, ob man dabei von einem tieferen Einverständnis ausgehen darf, oder ob es das Gegenteil bedeutet, und sich die Kreise einer möglichen Verständigung nicht einmal berühren. Es geht uns im direkten Blick in die Augen nicht mehr um das bloße *Was* des gegnerischen Vorhabens, es geht uns um das *Wie* seiner Ausrichtung, um den besonderen Sinn des ganzen Handlungshorizonts, in dem ein einzelnes Vorhaben auftaucht. Also zuletzt um eine Reflexion auf die *Gestimmtheit der Intentionen* und Akte, die daraus folgen. Technisch gesprochen wird im gegenseitigen In-die-Augen-Blicken jener Moment im Prozess der Verständigung erreicht, den Hans-Georg Gadamer immer zum Höhepunkt und Zeichen des Erfolgs erklärt hat: zu dem, was in der Hermeneutik die *Horizontverschmelzung* bedeutet. Nur erfolgt die

Horizontverschmelzung nicht mehr schrittweise und im zeitlich auseinander gelegten Hin- und Her der Rede, sondern in einer unmittelbaren Verschmelzung ineinander versenkter Blicke. In solcher Versenkung erhält die Horizontverschmelzung einen ausgesprochenen Ereignischarakter und schließt damit zugleich an die literarische wie cineastische Tradition des ‚coup de foudre‘ an, eines Blitzschlags, der uns augenblicklich erhellte, was es *intuitiv* und *existenziell* mit unserem Gegenüber auf sich hat. Anders als im Existenzialismus und auch noch bei Gadamer ist mit einem solchen Ereignis abgründiger Sympathie oder Antipathie allerdings keine metaphysische Quelle mehr verbunden, kein Gott oder Text, der sich als überzeitlicher Klassiker offenbart, es ist nur das elektrochemische Feuern von Neuronen im Gehirn, das dem ‚Coup de foudre‘ in einer Beziehung vorangeht. Trivialerweise nutzt der Film in seinen dramatischen Genres solche Augen-Blicke für die Grundfrage nach Freund oder Feind, er nutzt sie auch lange schon in den Dramen und Komödien für die Fragen einer möglichen Sympathie, den Augenblicken des *falling in love*, wenn durch nur *einen* Blick vor unserem geistigen Auge eine immer währende Beziehung entsteht, bis zu dem Moment des *falling out of love*, wenn die Blicke wiederum unendlich leer werden und dem anderen überhaupt nichts mehr sagen.

Ein Stück Romantik wird in eine Phänomenologie des Blicks also zwangsläufig mit eingehen. Darüber hinaus wird es aber Bausteine für eine experimentelle Basis geben, um der Biologie des Mitgefühls eine phänomenologische Fundierung an die Seite zu stellen. Die wesentlichste Ergänzung, die zu dem Eingangszitat von Rizzolatti mit dem Zitat des Dichters und Regisseurs Peter Brooke hinzuzufügen ist, wäre also der Umstand, dass es nicht so sehr das Theater ist, das immer schon wusste, wozu es der Neuro-Biologie geht, sondern noch mehr und noch weit besser der Film, der uns dies auch in seiner weiterzuentwickelnden Theorie verrät.

¹ G. Rizzolatti/C. Sinigaglia, *Empathie und Spiegelneurone. Die biologische Basis des Mitgefühls*, Frankfurt/M. 2008.

² S. Blakeslee, „Cells that can read minds“, New York Times vom 10.1.2006, Übersetzung vom Verfasser.

³ Vgl. z.B. Joachim Bauer, *Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone*, München 2005. Auch in populär gehaltenen Sammelbänden und Fachzeitschriften wird das Thema oft behandelt, vgl. zuletzt K. Gaschier, „Spieglein, Spieglein im Gehirn“, in: M. Spitzer, W. Bertram, *Braintertainment*, Frankfurt/M. 2008, S. 108–120; S. J. Ayan, „Spieglein, Spieglein macht

Verstand“, in: *Gehirn & Geist* (2) 2004, S. 69–71.

⁴ Cl. Berger/Fr. Breithaupt, „*Empathie und Erzählung*“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 82. Jahrgang (2008), Heft 3, S. 351 u. 352.

⁵ J. Haugeland, „*Understanding Natural Language*“, in: ders., *Having Thought. Essays in the Metaphysics of Mind*, Cambridge 1998, S. 47, zitiert aus J. Slaby, *Gefühl und Weltbezug. Die menschliche Affektivität im Kontext einer neo-existenzialistischen Konzeption von Personalität*, Paderborn 2008, S. 13.

⁶ V. Ramachandran, „*MIRROR NEURONS and imitation learning as the driving force behind 'the great leap forward' in human evolution*“, in: www.edge.org/3rd_culture/rama/rama_p1.html

⁷ Namen, die mit der Theory of Mind als einer regelgeleiteten Theorie (deshalb auch ‚Theory Theory‘ genannt und mit TT abgekürzt) verbunden werden, sind P. Carruthers und S. Baron-Cohen, die von einer angeborenen Regelkenntnis der folk psychology ausgehen, A. Gopnik und H.M. Wellmann, die dagegen meinen, dass die Regeln zur Deutung fremden Verhaltens sozial variierbar und damit konventionell sind und deshalb erst erlernt werden müssen; als Vertreter der Simulationstheorie (abgekürzt ST) gelten A. Goldman, R.M. Gordon und V. Gallese, die sich in ihren Positionen durch die Annahme verschiedener Bewusstseinsgrade bei der Simulation und der daraus abgeleiteten mentalen Zustandszuschreibungen unterscheiden. Eine kritische Diskussion der TOM auf der Grundlage eines phänomenologischen Verständnisses der Funktion der Spiegelneurone findet sich bei S. Gallagher und D. Zahavi, *The phenomenological Mind. An Introduction to Philosophy of Mind and Cognitive Science*, London und New York, 2008, S. 171–196; sowie in: S. Gallagher, *Brainstorming. Views and Interviews on the Mind*, Exeter und Charlottesville 2008, S. 171–195. Affirmativer, wenn auch in Kenntnis und mit Rücksicht auf phänomenologische Alternativen des Empathieverständnisses, werden Möglichkeiten und Grenzen der TT wie der ST diskutiert bei K.R. Stueber, *Rediscovering Empathy. Agency, Folk Psychology, and the Human Sciences*, Cambridge, Massachusetts/London 2006, S. 99 ff.

⁸ Vgl. zuletzt A. Berthoz/J.-L.- Petit, *Phénoménologie et physiologie de l'action*, Paris (Odile Jacob) 2006.

⁹ M. Heidegger, „*Die Zeit des Weltbildes*“ (1938), in: ders., *Holzwege*, Frankfurt/M. 1977, S. 87–94.

¹⁰ Die Versuche wurden an Makakenäffchen durchgeführt.

¹¹ Rizzolatti/Sinigaglia, a.a.O., S. 127.

¹² Ebd., S. 58.

¹³ Ebd., S. 48.

¹⁴ Ebd., S. 61.

¹⁵ Ebd., S. 60.

¹⁶ M. Heidegger, *Sein und Zeit*, 15. Auflage, Tübingen 1984, § 15, S. 66 ff.

¹⁷ Vgl. die bei Rizzolatti et alii vorgestellten Grafiken S. 67 und 69.

¹⁸ Ebd., S. 102.

¹⁹ Ebd., S. 92f.

²⁰ Ebd., S. 95.

²¹ Man darf davon ausgehen, dass die Kettenorganisation der Spiegelneurone, von denen Rizzolatti und Sinigaglia in der vorliegenden Veröffentlichung sprechen, eine Antwort auf offene Fragen einer Studie von G. Csibra aus dem Jahr 2005 ist (G. Csibra, „*Mirror neurons and action observation. Is simulation involved?*“, in: ESF Interdisciplines, www.interdisciplines.org/mirror/papers), nach der nur etwa ein Drittel der Spiegelneurone tatsächlich auf genau jene Handlung sensorisch ansprechen, die sie auch ihrerseits motorisch auslösen, während zwischen 21 und 45 % der Spiegelneurone sensorisch auf verschiedenerlei Handlungstypen ansprechen, und bei den ein-eindeutigen Zuordnungen einer bestimmten Wahrnehmungshandlung zu einer bestimmten Auslösehandlung sind nur 60% weitgehend kongruent. Die Forschergruppe um R.D. Newman-Norlund hat 2007 bereits gemutmaßt, dass es sich bei den Handlungen, auf die jene nur weitgehend übereinstimmenden Spiegelneuronen auch ansprechen, um zu der spiegelgleichen Handlung komplementäre Handlungen handeln muss (vgl. R.D. Newman-Norlund/M.L. Noordzij / R.G.J. Meulenbroek / H. Bekkering, „*Exploring the brain basis of joint attention: Coordination of actions, goals and intentions*“, in: *Social Neuroscience*, 2 (1), S. 48–65; siehe dazu auch S. Gallagher, *Brainstorming*, a.a.O., S. 130). Die Lösung der Frage nach dem Sinn solcher Diskongruenzen besteht dann in der Annahme einer internen Organisation verschiedener Handlungen, ihrer Ziele und subjektiv damit verbundener Absichten so, dass sich daraus ein teleologisch ausgerichteter, in sich stimmiger Verweisungszusammenhang ergibt.

²² Ebd., S. 63.

²³ Ebd., S. 106.

²⁴ Ebd., S. 109.

²⁵ Heidegger, *Sein und Zeit*, a.a.O., § 18, S. 83 ff.

²⁶ Ebd., § 12, S. 52.

²⁷ Ebd., § 39, S. 180.

²⁸ Nicht nur Rizzolatti und Sinigaglia gehen von einem unhintergehbaren Objektbezug der Angst aus, erst recht tun dies die neuro-psychologischen Forschungen, die in ihrer Forschung nach dem üblichen Muster einer kausalen Konditionierung unserer Emotionen vorgehen. So erscheint die Angst als eine Steigerung der Furcht vor einem bestimmten Gegenstand, nur dass sie nicht mehr an einen bestimmten Gegenstand gebunden ist, sondern generalisiert erscheint, als eine Furcht vor der bloßen Möglichkeit der Gefährdung: „Angst besteht (...) aus einem generellen Gefühl der Besorgnis und Bedrohung, das mit exzessiver Besorgtheit und ‚Über-Wachsamkeit‘ (*Hypervigilanz*) einhergeht“ (G. Roth, *Denken, Fühlen, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*, Frankfurt/M. 2003, S. 332). Der Objektbezug bleibt auch erhalten bei der Vorstellung, die Emotion Angst hefte sich an einen Gegenstand, der in Wahrheit nicht ursächlich ist für die Bedrohung, sondern nur zugleich und in der Nähe mit der wahren Ursache auftaucht und so Anlass zu Phobien und ähnlichem wird. Joseph LeDoux argumentiert in Anlehnung an die Darwinsche Evolutionstheorie so, und geht also davon aus, dass Angst eine funktionslose, und deshalb übersteigerte Reaktion auf einen an sich harmlosen (d.h. eben nicht furchterregenden) Gegenstand

ist (vgl. ebd.). Erst recht halten die Kognitivisten an einer Furchtkonditionierung durch Objekte fest. Sie gehen wie H. Healy und M.G. Williams davon aus, dass Angst durch die Bevorzugung negativer Aspekte von Gegenständen oder negativer Erinnerungen entsteht, und eben nicht, wie es phänomenologisch sinnvoller erscheint, durch die negative Einfärbung unseres ganzen Weltbezugs (also unseres gesamten Weltbezugs vor der Ausformulierung bestimmter Urteile über bestimmte Gegenstände). Insofern für die Kognitivisten die Emotionen der Struktur nach gleich den sprachlich verfassten Urteilen sind, wählt der angstgeplagte Mensch demnach in seinem autobiographischen Gedächtnis vor allem die betrüblichen Urteile, nicht die angstfreien Bewertungen aus (vgl. H. Healy/M.G. Williams, „*Autobiographical memory*“, in: T. Dagleish/M.J. Power (Hg.), *Handbook of Cognition and Emotion*, Wiley, Chichester u.a., 1999, S. 229–242).

²⁹ Vgl. Heidegger, *Sein und Zeit*, a.a.O., § 40, S. 180 ff.

³⁰ Vgl. K. Jaspers, *Die Psychologie der Weltanschauungen* (1919), 6. Auflage, Berlin 2005.

³¹ Heidegger, *Sein und Zeit*, a.a.O., § 53, S. 263.

³² M. Scheler, *Die Stellung des Menschen im Kosmos* (1928), 17. Auflage, Bonn 2007.

³³ H. Plessner, *Die Stufen des Organischen und der Mensch* (1928), 3. Auflage, Berlin/New York 1975.

³⁴ Vgl. z.B. J. Slaby, *Gefühl und Weltbezug. Die menschliche Affektivität im Kontext einer neo-existentialistischen Konzeption von Personalität*, Paderborn 2008.

³⁵ H. Plessner, *Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhaltens*, in: ders., *Ausdruck und menschliche Natur, Gesammelte Schriften VII*, Frankfurt / M. 2003, S. 237.

³⁶ G. Deleuze, „*Über das Zeit-Bild*“, in: D. Liebsch (Hg.), *Philosophie des Films. Grundlagentexte*, Paderborn 2006, S. 153 f.

³⁷ Ders., *Über das Bewegungs-Bild*, a.a.O., S. 143.

PD Dr. Martin Gessmann

Philosophisches Seminar

Schulgasse 6

D-69117 Heidelberg

E-Mail: c66@ix.urz.uni-heidelberg.de